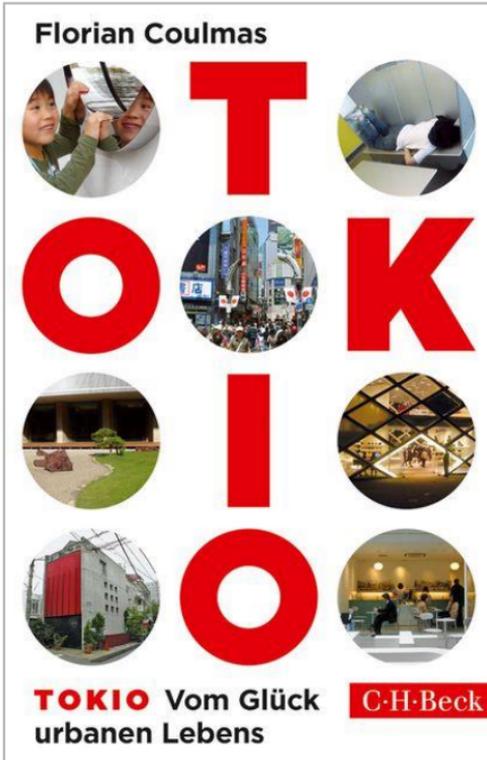


Unverkäufliche Leseprobe



Florian Coulmas Tokio

Vom Glück urbanen Lebens

240 Seiten mit 25 Abbildungen. Broschiert
ISBN: 978-3-406-66689-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13657007>

1

Die vertikale Stadt

Für die Architektur und die Städte der Informationsgesellschaft sind technologische Erwägungen von größter Bedeutung.

Kenzo Tange

Hoch hinaus und erdbebensicher

6-3-4: auf Japanisch *mu-sa-shi*. Zusammengesprochen *Musashi*, der Name der einstigen Provinz, die große Teile der Kanto-Ebene bzw. der heutigen Präfekturen Tokio, Saitama und Kanagawa umfasste. Ein geschichtsträchtiger Name, der jedem Japaner geläufig ist. Wortspiele mit Assoziationen aller Art sind beliebt. In diesem Fall dient die historische Reminiszenz dazu, Vergangenheit und Zukunft miteinander zu verbinden. In dem alten Tokioter Stadtteil Sumida feierten Ingenieure Triumphe des technischen Fortschritts. Sie errichteten dort Tokios neuen Fernsehturm, 634 m vom Boden bis zur Spitze. Fertiggestellt wurde der Sky Tree rund ein Jahr nach dem verheerenden Großen Ost-japanischen Erdbeben vom 11. März 2011, das auch Tokio, obwohl mehr als 250 km vom Epizentrum entfernt, in den Grundfesten erschütterte. Bauherren und Konstrukteure hatten Grund, stolz zu sein, denn den ersten Härtetest hatte der Turm mit fliegenden Fahnen bestanden. Am 22. Mai 2012 öffnete er mit seinen beiden Aussichtsplattformen auf 350 m und 450 m Höhe seine Pforten für das allgemeine Publikum.

Das Beben vom 11. März 2011 war außerordentlich wegen der fast nie gemessenen Stärke 9, aber im Übrigen sind Erdbeben im Tokio wie in ganz Japan keine Seltenheit. So gab es nach Angaben des japanischen Wetteramts vom 11. März bis 31. Dezember 2011 allein in Tokio durchschnittlich 1,48 Erdbeben der Stärke 3 bis 6 *pro Tag*. Und die Annalen sind voller Erdbeben, die Tokio in der

Vergangenheit heimgesucht haben. Würde der gesunde Menschenverstand es nicht nahelegen, unter solchen geologischen Bedingungen auf Hochbauten zu verzichten? Sind die Wolkenkratzer von heute nicht die Katastrophen von morgen; ganz zu schweigen von einem Turm, der mehr als einen halben Kilometer in den Himmel ragt?

Nun ist, obwohl man sich leicht und ohne lange darüber nachzudenken auf ihn beruft, keineswegs klar, wer den gesunden Menschenverstand tatsächlich für sich in Anspruch nehmen kann. Es gibt, wie man weiß, verschiedene Maßstäbe, und das, was jeder denkt und für selbstverständlich hält, ist nicht unbedingt richtig und wandelt sich überdies mit der Zeit. Das Verhältnis von technischem Fortschritt und gesundem Menschenverstand ist kompliziert und hier nicht Gegenstand der Diskussion, aber so viel lässt sich sagen: Der gesunde Menschenverstand hätte viele Projekte verhindert, die seit ihrer – oft riskanten und unwahrscheinlichen – Vollendung als Verkörperung menschlicher Schaffenskraft gelten. Herausforderungen anzunehmen statt ihnen auszuweichen, ist die Triebfeder des Fortschritts; das muss auch anerkennen, wer demselben skeptisch gegenübersteht. Die große Häufigkeit von Erdbeben hat Tokio in diesem Sinne nicht daran gehindert, in die Höhe zu wachsen. Dass dies erst in den letzten Jahrzehnten geschah, lag weniger an Vorsicht und Respekt vor den unbeherrschbaren Kräften der Natur als daran, dass erst Tokios Wiederaufbau nach seiner Zerstörung gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und die Wiedererstarkung der japanischen Wirtschaft zu der für große Entwicklungsprojekte erforderlichen Kapitalakkumulation führten.

Der Sky Tree ist die neueste Etappe dieser Entwicklung und Reaktion darauf, denn die zunehmende Zahl von Hochbauten in verschiedenen Stadtteilen – der 1978 eröffnete Sunshine City-Komplex in Ikebukuro, das in den 1980er Jahren entstandene Wolkenkratzerquartier in Shinjuku, Roppongi Hills Anfang dieses Jahrhunderts wie auch Shiodome im Süden des Stadtzentrums mit einem Dutzend Hochhäusern bis 190 m – hat den Empfang

der Signale von Tokios altem Fernsehturm eingeschränkt. Ein neuer Sendemast musste her, das war ein Grund für den Bau, aber nicht der einzige.

Großstädter wollen etwas zu sehen haben und nicht nur im Fernsehen; das sind sie gewohnt oder sind deshalb in die Stadt gezogen. Eine Großstadt wandelt sich beständig, und es gibt immer etwas Neues. Nicht immer sensationell, aber manchmal muss etwas Großartiges dabei sein. Dieses Attribut kommt dem Sky Tree zweifellos zu. Unter Rückgriff auf hergebrachte Bauprinzipien fünfstöckiger Pagoden wurden die neuesten Konstruktions- und Materialtechnologien eingesetzt. Mehrstöckige Pagoden sind um einen zentralen Pfeiler aufgebaut, der locker mit den Geschossen verfügt ist, wodurch Erschütterungen aufgefangen werden. Viele Pagoden und Tempel sind im Laufe der Zeit abgebrannt, aber dank dieser flexiblen Bauweise haben sie Erdbeben in der Regel standgehalten. In Anlehnung an diese alte Technologie verbindet die Architektur des Sky Tree den inneren Stahlbetonturm elastisch mittels schockdämpfender Gelenke mit der äußeren gitterförmigen Schale. Dadurch und indem der obere Teil des Kerns als Gegengewicht eingesetzt wird, vermindert sich die Stärke durch Stürme und Erdbeben verursachter Schwankungen um 40 Prozent. Zu dem Zeitpunkt des Erdbebens am 11. März 2011 hatte der Turm bereits seine volle Höhe (minus Antenne) erreicht. Arbeiter waren auf der 450-m-Plattform mit der Installation des 100 m hohen Antennenaufbaus beschäftigt, der, während der Turm noch aufwuchs, im Inneren desselben zusammengesetzt wurde, eine bautechnische Meisterleistung für sich. Der Turm schwankte in dieser Höhe um 4 bis 6 m, ohne dass dadurch Schäden entstanden. Was Ingenieure in Bezug auf erdbebensicheres Bauen heutzutage leisten – in Tokio kann man es in Augenschein nehmen mit dem Sky Tree als eindrucksvollstem Beispiel.

Und einen Ausblick über die Stadt, wie ihn die beiden Plattformen bieten, konnte man bisher nur vom Hubschrauber aus genießen: Im Osten der Stadt, zwischen Sumidagawa und Ara-

kawa gelegen, bietet der Turm ein Panorama mit dem Hafen und der Bucht im Süden, im Westen mit den Bergen und dem Fuji als Kulisse, vor der sich ein Häusermeer so weit das Auge reicht in alle Richtungen erstreckt. Im Hintergrund erheben sich die Wolkenkratzer von Shinjuku und die beiden Tocho-Türme. Letztere sind Sitz der Präfekturregierung und waren von ihrer Fertigstellung 1991 bis 2007 mit 243 m die höchsten Gebäude der Stadt. Dieses Panorama zieht Schaulustige an. Und natürlich garantieren Neugier und Technikbegeisterung der Japaner regen Zulauf. Zwei Monate nach der offiziellen Eröffnung hatten bereits zehn Millionen das um den Turm errichtete Einkaufs- und Freizeitzentrum Sky Tree Town besucht, und im dritten Monat danach war die erste Million derer voll, die mit einem der 13 Aufzüge die Aussichtsplattformen und Restaurants auf den beiden Decks besucht hatten. Zwei Tage vor dem ersten Jahrestag der Eröffnung, am 19. Mai 2012, wurde, um dem Zahlenspiel weiter Genüge zu tun, der 6,34-millionste Besucher begrüßt. Erwachsene zahlen 2000 Yen, Kinder 900 Yen (rund 20 bzw. neun Euro), ein gutes Geschäft. Der Eigentümer, die Tobu Railway Co., erwartet jährlich um die 30 Millionen Besucher und damit eine problemlose Deckung der Kosten, die sich auf geschätzte 65 Milliarden Yen belaufen. Sky Tree Town konnte bis Jahresende 2013 über 50 Millionen Besucher verzeichnen.

Rekorde

2000 Yen Eintritt für den Sky Tree ist ein teures Vergnügen, aber im Vergleich relativiert sich der Preis. Wenn man Yen pro Meter Höhe rechnet, ist der Ausflug auf den Sky Tree wohlfeil. Die 250 m hohe obere Aussichtsplattform des alten Tokioter Fernsehturms erreicht man für 1420 Yen, zu einem Meterpreis von 5,68 Yen. Für 2000 Yen 450 m hoch zu fahren, bedeutet 4,44 Yen pro Meter, billiger also und billiger auch als die 13 Euro, die einen Erwachsenen der Besuch der obersten Plattform des Eiffelturms kostet. Auch wenn die Besucher ihre Opportunitätskosten ver-

mutlich nicht auf diese Weise berechnen, ist die Preisfestsetzung doch offenkundig nicht abwegig.

Der Sky Tree ist eine Sensation, und für Sensationen muss man zahlen. Im November 2012 wurde er als höchster frei stehender Turm der Welt ins Guinnessbuch der Rekorde aufgenommen, verdienter Lohn für die Planer des Projekts. Rekorde erregen Aufmerksamkeit. Tokio hat eine neue Attraktion, die Touristen aus dem In- und Ausland anzieht: erfolgreiche Reminiszenz der Stadtgeschichte. Denn gar nicht weit vom Sky Tree, im Asakusa-Park, stand Japans erster Wolkenkratzer. 1890 wurde der Ryouunkaku, der «Wolkenüberragende Turm», ein achteckiger Backsteinbau mit zwölf Stockwerken und der schwindelerregenden Höhe von 68,5 m, fertiggestellt. 33 Jahre lang war er das höchste Gebäude Tokios, das man von überall in der Stadt sehen konnte. In 46 Geschäften vom zweiten bis zum siebten Stock konnten die Tokioter die modernsten Produkte aus aller Welt kaufen oder sich doch wenigstens über den letzten Trend informieren. Die achte und neunte Etage waren für Ausstellungen, Konzerte und allerlei andere Veranstaltungen reserviert, während die obersten drei Stockwerke als Aussichtsplattformen dienten. Als Freizeitzentrum war der Turm eine von Tokios großen Attraktionen für Besucher aus allen Stadtteilen und darüber hinaus. Bis zum achten Stock konnte man mit dem ersten elektrischen Aufzug fahren. Entworfen hatte ihn Ichisuke Fujioka, der Gründer der Firma Toshiba, der in Japan als «Vater der Elektrizität» bekannt ist. Für die Fahrt nach oben zahlten die Tokioter Eintritt: Erwachsene acht Sen, Kinder vier, nach heutiger Kaufkraft ca. 4800 Yen bzw. 2400 Yen. – Die Aufzüge des Sky Tree befördern gleichzeitig 40 Passagiere in 50 Sekunden zur ersten Aussichtsplattform und gelten damit als die technisch fortschrittlichsten und effizientesten der Welt. Gebaut wurden sie von Toshiba. – Das Ende des hypermodernen Ryouunkaku kam jählings und ohne Warnung am 1. September 1923. Das große Kanto-Erdbeben beschädigte den Turm so stark, dass er abgerissen werden musste, was freilich nicht das Ende, sondern eher der An-

fang des Hochbaus in Tokio war. In den 90 Jahren seit dem Einsturz des Ryounkaku hat sich die Höhe des höchsten Gebäudes verzehnfacht. Einstweilen hält der Sky Tree den Rekord und wird von keinem anderen Projekt bedroht, aber wie lange wird das so bleiben?

Seit dem Altertum dienen Türme nicht nur dem unbehinderten Rundblick in die Ferne, sie symbolisieren den (oft religiös motivierten) Drang zu Höherem, repräsentieren Baukunst, politische Ansprüche und wirtschaftlichen Aufschwung (Heinle, Leonhard 1997). Der Campanile von San Marco in Venedig, Big Ben am Parlamentsgebäude in London, der Kölner Dom, der Eiffelturm, die Türme des Templo della Sagrada Familia in Barcelona und, immer höher hinaus, das Empire State Building in New York, der CN Tower in Toronto, Taipei 101 und die von japanischen bzw. koreanischen Firmen gebauten Petronas Twin Towers in Kuala Lumpur bestimmen die Silhouette ihrer Städte. Türme wie diese und viele andere wurden bald nach ihrer Fertigstellung zu Wahrzeichen und beliebten Ausflugszielen. Sie stehen für Mut, Macht, Geld und Fortschritt. Der Blick von oben lockt viele an, je höher, desto besser. Der Stuttgarter Fernsehturm (217 m), der erste seiner Art, dem viele andere und immer höhere mit ähnlichen Funktionen – Sendeantennen, Aussichtsplattformen, Restaurants – folgten, erfreut sich seit seiner Eröffnung 1957 anhaltender Beliebtheit. 700 000 Besucher im Jahr sorgten dafür, dass der Bau sich nach fünf Jahren amortisiert hatte. Die Einweihung des Fernsehturms in Ostberlin (365 m) zum 20. Jahrestag der Gründung der DDR 1969 war eine politische Demonstration des technischen Fortschritts im realen Sozialismus. Rechtzeitig zu den Olympischen Spielen im Sommer 2012 leistete sich London mit der «Scherbe» (*Shard*, 310 m) ein neues Monument, um seinen Ruf als Weltstadt zu verteidigen. Und gleichzeitig näherte sich in New York das One World Trade Center (417 m), ursprünglich Freedom Tower genannt, der Vollendung. Es wurde errichtet, um die beiden Türme des dem Hass auf die Vormacht der westlichen Welt 2001 zum Opfer gefallen World Trade Center zu

ersetzen, und symbolisiert ebendiesen Vormachtanspruch aufs Neue.

Gegenwärtig befinden sich 15 der 20 höchsten Gebäude der Welt, frei stehende Türme eingeschlossen, in Ostasien (von den übrigen fünf sind drei in Dubai, zwei in Chicago und eines in Mekka). Wer könnte die symbolische Bedeutung dieser hochfliegenden Ingenieursprojekte übersehen! Hochbauten waren schon immer weithin sichtbare Indikatoren von Entwicklung, Wohlstand und Bedeutung. Der Ryounkaku-Wolkenkratzer maß nur ein Fünftel der Höhe des ein Jahr zuvor, 1889, für die Weltausstellung in Paris errichteten Eiffelturms. Und es dauerte weitere 70 Jahre, bis Tokio seinen eigenen Fernsehturm bekam, den technisch zwar weiterentwickelten, aber in der Form der Stahlgitterkonstruktion dem Eiffelturm nachempfundenen Tokio Tower. Nach der Absicht des Bauherrn, Hisakichi Maeda, sollte er eigentlich höher werden als das Empire State Building in New York, das damals mit 381 m das höchste Gebäude der Welt war. Prohibitive Kosten verhinderten das, weswegen man sich damit zufriedengab, wenigstens den Eiffelturm in den Schatten zu stellen, den der Tokyo Tower um 13 m überragt. Heute geht es nicht mehr darum, den Westen, der seine Vormacht aus dem Zeitalter des Kolonialismus in die Gegenwart hinübergerettet hat, einzuholen. Auf den Gebieten, auf denen sich diese Stellung im 19. und weit bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein architektonisch manifestierte, haben japanische Bauingenieure und solche anderer asiatischer Länder gleichgezogen, und viele asiatische Großstädte sind heute dynamischer als europäische und amerikanische. Aber um nicht zu erstarren, braucht eine große Stadt immer wieder Impulse, Erneuerungen, Projekte und Ideen, die das Potenzial der enormen Konzentration von Talent und Arbeitskraft ausschöpfen. Doch Bauvorhaben sind dem Leben einer Stadt nicht an und für sich förderlich; sie müssen gut durchdacht sein, und das bedeutet vor allem: auf die Bedürfnisse derer ausgerichtet sein, die den urbanen Raum zu einem guten Lebensraum machen, nämlich der Städter. Die Zementproduktion gilt vielen

Wirtschaftswissenschaftlern als zuverlässiger Wachstumsindikator (vgl. Weltkarte der Zementherstellung), aber Beton allein, auch wenn damit vorübergehend Arbeitsplätze verbunden sind, garantiert keine florierende Stadt. Außer der erforderlichen Verbindung von Finanzkraft, Arbeitskraft und technischem Wissen bedarf es für die erfolgreiche Durchführung von Großprojekten einer zugleich gut informierten und phantasievollen Vision für eine geeignete Verwendung. Sie müssen den Bedürfnissen der Stadt gerecht und von der Bevölkerung angenommen werden. Aufwendige Hochbauten auf dem Land, wo niemand sie sieht und besuchen will, sind sinnlos. Es sind typische Projekte der urbanen Kultur. Nirgends wachsen Städte schneller und unternehmen mehr gigantische Bauprojekte als in Ostasien. Tokio ist schon seit mindestens zweieinhalb Jahrhunderten eine der größten Städte Asiens, vielleicht der Welt. Als der kaiserliche Hof 1868 von Kyoto nach Edo verlegt wurde und die Stadt aus diesem Anlass ihren modernen Namen «Tokio», nämlich «östliche Hauptstadt», erhielt, hatte sie bereits über eine Million Einwohner. Die Umbenennung symbolisierte einen Neuanfang, den Beginn von Japans Moderne. Sie nahm von Tokio aus Gestalt an, und Tokio ist seither an der Spitze der Entwicklung geblieben. Die technologischen Superlative des Sky Tree markieren die jüngste Etappe und machen deutlich, dass die östliche Hauptstadt diesen Platz auch weiterhin beansprucht.

8 Das geistige Leben der Stadt

Tokio ist keine Stadt der Schönheit, sondern eine Stadt der Energie.

Kyoichi Tsuzuki

Zahlen sagen nicht alles und manchmal nur sehr wenig, aber dass Tokio 138 Universitäten, 49 Colleges und 446 Fachschulen zählt, kann doch als Indiz dafür gelten, dass der Wissensdurst des Landes zu einem erheblichen Teil hier in der Hauptstadt gestillt wird, die auch auf dem Gebiet der Bildung ihre hervorragende Stellung behauptet. Japan ist, wie in anderen Zusammenhängen schon mehrfach erwähnt, stark zentralisiert, was auch im geistigen Leben Tokios zum Ausdruck kommt. Hier befinden sich Schulen und Hochschulen von verschiedenster Art und unterschiedlichem Niveau, in denen die Grundlagen des geistigen Lebens gelegt werden.

An der Spitze der Hierarchie steht die Universität von Tokio, die seit ihrer Gründung 1877 den sichersten Weg zu Status und Ansehen eröffnet. Insbesondere die rechtswissenschaftliche Fakultät ist seit der Meiji-Zeit die wichtigste Kaderschmiede für die Ministerialbürokratie. Aber auch die anderen Fakultäten dieser Universität spielen als Zentren der Forschung eine wichtige Rolle, und sie verkörpern die Einsicht, dass sich der Horizont der Erkenntnis jenseits nationaler Grenzen erstreckt. Rund 3000 Studentinnen und Studenten aus aller Welt, etwa zehn Prozent der gesamten Studentenschaft, viele Gastwissenschaftler und internationale Tagungen verleihen der Universität von Tokio einen Hauch von Welt, der minder renommierten Hochschulen abgeht. Dabei bedeutet «Welt», der gerade erst in Auflösung befindlichen und noch immer sehr bestimmenden herge-

brachten Weltordnung entsprechend, vor allem die westliche Welt.

Die Welt, die zählt

In der Meiji-Zeit vollzog Japan, geführt von Politikern und Intellektuellen, die den technischen Fortschritt und den Willen der imperialen Nationen, sich den Rest der Welt zu eigen zu machen, richtig einschätzten, eine krasse Wende von seiner lange nach innen gerichteten Orientierung nach Westen. Einer von ihnen, Yukichi Fukuzawa, dessen Porträt heute die 10 000-Yen-Note ziert, formulierte die antikonfuzianische «Abwendung von Asien»-Doktrin, nach der Japan sein Heil in der westlichen Zivilisation suchen, sich ihre Wissenschaft, ihre Waffen und ihre Institutionen aneignen musste, um seine Unabhängigkeit zu bewahren. Er gründete die Keio-Universität, die noch heute zu den wichtigsten Hochschulen des Landes gehört und einen Alumni-Verein unterhält, dessen über 30 000 Mitglieder einflussreiche Positionen in vielen Bereichen der Gesellschaft einnehmen. Fukuzawa, dessen Denkmal auf dem Hauptcampus in Mita einen prominenten Platz hat, wird weiter in Ehren gehalten und verkörpert noch immer einen charakteristischen Aspekt des geistigen Lebens Tokios: den Wunsch nach Anerkennung, vor allem von Kollegen im Westen. Während sich die postkoloniale Welt unter dem Eindruck verändert, dass Europa seine beherrschende Stellung verloren hat, die es 500 Jahre lang als Hauptbezugspunkt des Weltgeschehens innehatte, und die Länder an der einstigen Peripherie sich nicht mehr so peripher fühlen, richten die Japaner ihren Blick nach wie vor hauptsächlich nach Westen, nach Amerika, auf die Macht, die sie mit zwei Atombomben das Fürchten lehrte, allerdings mehr als auf Europa. Das geistige Leben Tokios entspricht dem auf vielerlei Weise. Die verwestlichte supermoderne Metropole hängt jedoch zugleich an der eigenen Tradition, die in vorindustrielle Epochen zurückreicht.

Die Vergangenheit in der Gegenwart

Diese Rückwärtsgewandtheit verkörpert wie kein anderer Shintaro Ishihara, der Schriftsteller und Rechtsaußenpolitiker, der, von 1989 bis zu seinem Rücktritt 2012 viermal gewählt, die Stadt als Gouverneur regierte. Er lässt sich treffend als «idealer Erzähler und Autor des nationalen Narrativs Japans» beschreiben (Heinze 2013: 100). Als Drehbuchautor und Romancier berühmt geworden, spielte er, seit er 1968 als Abgeordneter der Liberaldemokratischen Partei ins Oberhaus einzog, viereinhalb Jahrzehnte lang eine prominente Rolle in der Politik, während er gleichzeitig schriftstellerisch tätig blieb und die Klaviatur der Medien meisterhaft beherrschte. Durch provokante nationalistische Äußerungen und als Dauergast der von Medienstar Terry Ito auf seinen Wunsch ins Leben gerufenen Fernsehshow «Tokyo Boy» hat er immer wieder auf nationaler und auch internationaler Ebene Aufmerksamkeit erregt. Er trat für die atomare Bewaffnung Japans ein, zwang Lehrer mit einer Verordnung, in Schulen die Nationalhymne zu singen, und bezeichnete die Erdbebenkatastrophe vom 11. März 2011 als Strafe Gottes für den überbordenden Hedonismus der Gesellschaft. Sein letzter Coup und Abschiedsgruß als Gouverneur 2012 war die Drohung, Tokio werde die Senkaku-Inseln im Ostchinesischen Meer käuflich erwerben, wodurch sich die japanische Regierung in Zugzwang fühlte, dieses auch von China beanspruchte Territorium zu nationalisieren. Die japanisch-chinesischen Beziehungen verschlechterten sich dadurch dramatisch und anhaltend.

Tokio hat diesen Gouverneur mehr als 20 Jahre lang ertragen. Obwohl er als Stadtoberhaupt nicht besonders erfolgreich war, verfiel seine Selbstdarstellung als unkonventioneller Politiker, der der Bürokratie die Stirn bietet, immer wieder. Seine reaktionären und fremdenfeindlichen Äußerungen waren so häufig, dass niemand sie als Ausrutscher abtun konnte. Sie desavouierten ihn in den Augen der Öffentlichkeit nicht, nicht genug jedenfalls, um seine dreimalige Wiederwahl zu gefährden, denn obwohl die At-

mosphäre der Stadt keineswegs xenophob ist, finden es nicht genug Tokioter beschämend, dass ihre Stadt von einem revanchistischen Gouverneur repräsentiert wird, der von der Vergangenheit träumt und von einem Japan, das es den Nachbarn zeigen kann.

Shintaro Ishiharas Wahlerfolge sind die einer starken, kantigen Persönlichkeit, aber die reaktionäre Nostalgie, die seine politische Rhetorik kennzeichnet, wird ihm nicht nur nachgesehen, sie repräsentiert auch eine Unterströmung des geistigen Lebens der Stadt. In dieser Hinsicht ist Tokio weniger weltstädtisch als andere Metropolen, die dieses Epitheton für sich beanspruchen, London und Paris namentlich und New York, aber auch andere westliche Hauptstädte, in denen heute viele Migrantengruppen zu Hause sind wie Berlin, Rom oder Montreal. Als Hauptstadt des ersten nichtwestlichen kapitalistischen Landes, das in die Spitzenklasse vordrang, sind Tokio gewisse weltstädtische Eigenschaften zugewachsen, insbesondere wenn wir solche, dem Zeitgeist entsprechend, auf ökonomischem inklusive finanzwirtschaftlichem Gebiet suchen. Für den globalen geistigen Austausch ist Tokio aber einstweilen nur eine zweitrangige Bühne. An der Selbstverständlichkeit, mit der sich Wissenschaftler, Künstler und andere Kulturschaffende in westlichen Metropolen begegnen, gebriert es in Tokio, wo Fremde noch immer etwas fremder sind. Repräsentanten wie Ishihara sorgen dafür, dass die kosmopolitischen Winde, die Tokio im Zuge der Internationalisierung des Handels und der Kommunikationsrevolution umspielen, den verbleibenden provinziellen Muff noch nicht gänzlich hinweggeblasen haben.

Daran, dass Tokio weniger weltstädtisch wirkt als westliche Metropolen, hat die globale Hierarchie der Sprachen keinen geringen Anteil, ist doch der Status des Englischen als Weltsprache und einiger anderer europäischer Sprachen als weltweit unterrichteter Fremdsprachen noch immer eine wichtige Hinterlassenschaft des Kolonialismus und Imperialismus, die von deren Nutznießern energisch verteidigt wird. Trotz der numerischen Stärke seiner Sprachgemeinschaft und seiner großen literari-

schen Tradition ist Japanisch nie über den Status einer zwar bedeutenden, aber aus westlicher Sicht exotischen Nationalsprache hinausgekommen, selbst in Ostasien, wo Japan sich in den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts kurzfristig als koloniale Ordnungsmacht versuchte und eine aktive Sprachverbreitungspolitik betrieb (Tsurumi 1984). Tokio ist trotz aller Anstrengungen, sich durch englische, chinesische und koreanische Aufschriften in öffentlichen Räumen einen internationalen Anstrich zu geben, eine durch und durch japanischsprachige Stadt, in der Ausländer deshalb noch stärker marginalisiert sind als in europäischen Städten. Die alltägliche Normalität, mit der Menschen aus aller Welt einander in den Hauptstädten der ehemaligen Kolonialreiche – Paris und London, aber auch Amsterdam und Brüssel – wie auch in «Schmelztiegeln» wie New York oder Sydney begegnen, fehlt in Tokio. Man ist weder daran gewöhnt, sich in anderen Sprachen, sei es auch nur notdürftig, zu verständigen, noch darauf eingestellt, dass Fremde Japanisch sprechen. Während etwa der durchschnittliche Pariser es kaum zur Notiz nimmt, wenn ein Fremder Französisch spricht, ist der Japanisch sprechende Fremde in Tokio Gegenstand des Staunens und der Bewunderung, denn in der Selbstwahrnehmung der Tokioter ist Japanisch eine provinzielle bzw. im heutigen Jargon eine ethnische Sprache. Für den Umgang mit Ausländern, insbesondere weißen Ausländern, ist nur Ausländisch geeignet, Englisch also, die kosmopolitische Sprache unserer Zeit, die allerdings keineswegs jedem Tokioter mühelos über die Lippen kommt.

Ausländische Intellektuelle in Tokio sind weniger zahlreich als in europäischen Metropolen, und sie leben eher am Rand, als dass sie aktiv am geistigen Leben der Stadt teilhaben, selbst wenn sie gut Japanisch sprechen. An den Universitäten haben sie mehrheitlich Stellen in philologischen Abteilungen, wo sie vor allem Sprachunterricht geben. Gemessen an der großen Zahl der höheren Bildungseinrichtungen, bewegen sich nur wenige japanische Gelehrte regelmäßig auf internationalem Parkett, und dem Umgang vieler von ihnen mit ausländischen Kollegen mangelt es

an Unbefangenheit. Mit der Globalisierung der höheren Bildung tun sich die Universitäten schwer, denn die Hürden, ins Ausland zu gehen, werden als hoch empfunden, die Risikobereitschaft ist gering. Diejenigen freilich, die im Ausland Anerkennung finden, werden grenzenlos bewundert. Nobelpreisträger sind nationale Helden, die in den Medien wie Spitzensportler gefeiert, vom Premierminister empfangen werden und denen man die Zukunft Japans anvertrauen kann.

Der Wunsch, zur Welt zu gehören, zu der Welt nämlich, die zählt, ist übergroß, scheint jedoch oft im Widerstreit mit Nostalgie und der Sehnsucht nach dem Eigenen zu stehen, das unvermeidlich in der Vergangenheit liegt und in dem Sinne provinziellen Charakter hat, als es Außenstehenden schwer zugänglich und verständlich ist. Der unaufgelöste Widerspruch zwischen Moderne und lebendiger Tradition ist ein markantes Charakteristikum dieser Stadt, das oft auch kreativ genutzt wird. Tokio ist keine westliche Stadt. Ihr geistiges Leben reflektiert eine andere räumliche und soziale Logik als das europäischer Städte (Clammer 1997:28). Zugleich ist Tokio aber die Stadt einer sehr verwestlichten Bevölkerung, die zwar in Asien liegt und viele asiatische Züge hat, deren Bewohner sich aber keineswegs als Asiaten identifizieren. Vielmehr artikulieren sie ihre Besonderheit, wie Iida mit Naoki Sakai argumentiert, in Bezug auf den Universalismus des Westens, den sie einerseits akzeptieren, um sich andererseits davon abzusetzen (Iida 2002: 15). Denn dass Japan weder im Westen liegt noch die Japaner durch die Übernahme westlicher Technologien und mancher Wertvorstellungen zu Europäern geworden sind, kann niemand übersehen.

Den Westen im Blick

Anzeichen der Bewunderung für die Kultur und die geistigen Errungenschaften des Okzidents sind in Tokio allgegenwärtig. In seinen Konzertsälen gastieren die besten europäischen Orchester und Solisten, und sie tun es gern, da sie nicht nur hohe Gagen

bekommen, sondern auch vor einem Publikum spielen, das sich auskennt. Westliche Musik, westliche Kunst, westliche Philosophie und Wissenschaft werden hierzulande mit sehr viel mehr Kenntnis und Verstand gewürdigt als die japanische Kultur mit ihren chinesischen Wurzeln in Europa. Obwohl Tokio für Konzerte und andere «Events» des Kulturkonsums heute zu den Spitzenplätzen der Welt gehört, besteht noch stets eine Asymmetrie zwischen der gut informierten Rezeption der vermeintlich universellen Kultur des Westens in Tokio und dem respektvollen, aber meist wenig kenntnisreichen Staunen, mit dem japanische Darbietungen in europäischen Städten aufgenommen werden. *Benvenuti a Tokyo Opera* heißt es auf der Homepage eines von Tokios Opernensembles. An der Musikhochschule wird Italienisch für Opernsänger unterrichtet. Die drei bedeutendsten Opernhäuser der Stadt haben, auf verschiedene Standorte verteilt, mehr als 5600 Plätze, vor denen ständig europäische Opern von «Aida» bis zur «Zauberflöte» aufgeführt werden. Gastspiele aus dem umliegenden Ausland, etwa einer Pekingoper oder eines koreanischen Orchesters, sind viel seltener, obwohl sich die koreanische Popmusik in Tokio großer Beliebtheit erfreut. Ähnlich verhält es sich mit dem Theater. Mehr als 50 Sprechbühnen von kleinen Kellertheatern in Shimokitazawa bis zum majestätischen Nationaltheater gegenüber dem Kaiserpalast bieten ein breites Spektrum der darstellenden Kunst aller Genres. Auch hier wird klassischen und modernen Stücken des europäischen Theaters viel Platz eingeräumt. Tokio hat sein eigenes *Globe*, ein Replikat des berühmten Theaters in Stratford-upon-Avon, wo Stücke von Shakespeare sowie moderner Autoren, die sich mit seinem Werk auseinandersetzen, gespielt werden. Fremdsprachige Theateraufführungen sind regelmäßig zu sehen; sie werden dem Publikum mit Untertiteln auf digitalen Displays am Rande der Bühne dargeboten.

Das Geistesleben Tokios ist unerhört vielfältig und bietet Anregungen für jeden Geschmack und jede Neigung. Dafür sorgt schon die große Dichte der Bildungs- und Kultureinrichtungen,

dank deren und dank der traditionellen Bildungsbeflissenheit des Tokioter Bürgertums dieses Geistesleben ein sehr hohes Niveau auf breiter Basis hat. Es zeichnet sich trotz dieses hohen Niveaus nicht durch Hochmut oder Geringschätzung anderer Teile der Welt aus. Die Tokioter halten ihre Stadt nicht für den Mittelpunkt der Welt, noch überschätzen sie die Wirkung ihres geistigen Lebens über ihre Grenzen hinaus. Die Blasiertheit jedoch, die Georg Simmel in seinem klassischen Aufsatz über «Die Großstädte und das Geistesleben» als hervorstechende seelische Erscheinung der moderner Urbanität identifizierte, lässt sich auch in Tokio ausmachen, allerdings in neuer Form.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de